

## Wer die Familie erhalten will, muß die Arbeitswelt ändern\*

---

Dr. Elisabeth Beck-Gernsheim, geb. 1946 in Freiburg, Studium der Soziologie, Philosophie, Psychologie; Promotion 1973 in München. Seitdem an der Universität, teils Forschung, teils Lehre. Zahlreiche Veröffentlichungen zu den Themen: Soziologie der Arbeit und der Berufe; Familien- und Frauenforschung; Geburtenrückgang und Kinderwunsch. Zur Zeit Habilitation an der Universität München.

### Kontroverse Deutungen und Definitionen

Im Verhältnis der Geschlechter untereinander zeichnen sich neue Entwicklungen ab, die immer häufiger ihren Weg bis in die Schlagzeilen der Massenmedien finden. Viele werden zum Auslöser von vehementen Diskussionen in Politik, Wissenschaft, Öffentlichkeit. Die Fakten, um die es geht, zeigen sich in der Bundesrepublik wie in anderen hochindustrialisierten Ländern: Die Zahl der Heiraten sinkt; immer mehr Menschen in unserer Gesellschaft lassen sich scheiden; immer mehr leben ohne Trauschein zusammen; immer mehr leben allein.

Wie solche Veränderungen zu bewerten sind, darüber gibt es sehr unterschiedliche Deutungen. Die einen sprechen von der „Krise der Zweierbeziehung“, die anderen vom „Ende der Ehe“, ja vom „Zerfall der Familie“. Die einen klagen das Patriarchat an, die anderen den Kapitalismus, die dritten sprechen von Individualismus und Egoismus. Und bekanntlich gibt es immer wieder auch die, die die Schuld bei der Frau sehen: weil sie sich von ihrer natürlichen Aufgabe entferne, selbstsüchtig eigenen Bedürfnissen und Wünschen, den Sirenenrufen der „Emanzipation“ folge. „Die Emanzipationsdiskussion hat der Familie einen Schlag versetzt, indem sie den Menschen beibrachte, sich vor allem als Individuum, das ein Recht auf Selbstverwirklichung hat, zu sehen, und besonders den Frauen einredete, diese Selbstverwirklichung sei nur außerhalb der Familie möglich“.<sup>1</sup>

Wissenschaftlich betrachtet ist es nicht haltbar, die vielfältigen Spannungslagen in der Familie aus nur einem Grund heraus zu erklären: Die gesellschaftliche Wirklichkeit ist nicht mit Schablonen zu bewältigen, sie läßt sich nicht in einfache Kästchen sperren; man muß die Ursachen auf verschiedenen Ebenen

---

\* Im folgenden werden nur direkte Zitate belegt. Für ausführliche Literaturhinweise und Fakten-Nachweise sowie für einen breiteren Rahmen der Argumentation siehe Elisabeth Beck-Gernsheim: Vom Geburtenrückgang zur Neuen Mütterlichkeit, Frankfurt 1985, Kapitel II; und dies.: Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft. In: Johannes Berger (Hg.): Die Moderne, Sonderband 4 der Sozialen Welt, Göttingen 1986, S. 209 - 233.

<sup>1</sup> Zum Thema: Familienpolitik, CDU-Druckschrift Nr. 5557.

suchen. Aber in der politischen Auseinandersetzung sind Sündenbocktheorien stets beliebt, und Schuldzuweisungen, die um das Reizwort „Emanzipation“ kreisen, haben besondere Anziehungskraft. Deshalb sollten zunächst einmal die historischen Veränderungen im Verhältnis der Geschlechter genauer betrachtet werden: Wie hat sich im Übergang zur Moderne der Lebenslauf von Frauen verändert, und wo sind neue Voraussetzungen für das Zusammenleben von Frauen und Männern entstanden? Was ist in Bewegung geraten, was ist beständig gebrochen? Und wo im Zusammenspiel von alten und neuen Momenten entstehen die Spannungen, Konflikte und Brüche, die wir heute erfahren?

### Die bürgerliche Ehe des 19. Jahrhunderts

Die bis ins 18. Jahrhundert vorherrschende Arbeits- und Lebensgemeinschaft war nicht die Familie im heutigen Sinn, sondern der Haushalt des „Ganzen Hauses“, eine Wirtschaftsgemeinschaft. Darin trugen die Frauen erheblich zur täglichen Existenzsicherung bei. Sie stellten nicht nur das meiste her, was im großen Haushalt benötigt wurde, vom Brotbacken bis zum Seifensieden; sie übernahmen als Bauersfrauen oft auch die Beaufsichtigung der Milchwirtschaft und die Verantwortung für Geflügel, Obstgärten und die damit verbundenen Geschäfte; oder sie waren in der städtischen Handwerkerfamilie beschäftigt als Verkäuferin der fertigen Ware, als Rechnungsführerin, Kundenvermittlerin, Betreuerin der Lehrlinge.

Mit der Industrialisierung bricht diese „Einheit von Arbeit und Leben“ auf, die Familie verliert ihre Funktion als Wirtschaftsgemeinschaft, der Mann übernimmt immer häufiger eine bezahlte Erwerbstätigkeit außerhalb der Familie. In dieser Zeit kommt es zu tiefgreifenden Umwälzungen im Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft. Zur Leitidee wird der Anspruch auf Freiheit und Gleichheit, die Auflehnung gegen die Fesseln von Herkunft und Stand. Jetzt beginnt, wie von vielen Autoren beschrieben, eine Epoche der „Freisetzung“: eine Herauslösung des Menschen aus traditionell gewachsenen Bindungen, Glaubenssystemen, Sozialbeziehungen: „Die Modernität hat . . . eine befreiende Wirkung gehabt. Sie hat die Menschen von den einengenden Kontrollen der Familie, der Sippe, des Stammes oder der kleinen Gemeinschaft befreit. Sie hat dem Individuum vorher ungekannte Wahlmöglichkeiten und Bahnen der Mobilität eröffnet“.<sup>2</sup>

Und doch ist dies erst die Hälfte der Wahrheit. Betrachtet man nämlich den historischen Ablauf des Modernisierungsprozesses genauer, und zwar mit speziellem Blick auf Männer und Frauen, so entsteht ein durchaus anderes Bild. Dann ist die klassische Aussage der Modernisierungsdebatte, daß mit dem Übergang zur Moderne der einzelne aus traditionellen Bezügen freigesetzt wird, ebenso richtig wie falsch, genauer: sie blendet die „andere“ Hälfte der Menschheit einfach aus. Denn das hat die sozialhistorische Familien- und

---

<sup>2</sup> Peter Berger/Brigitte Berger/Hansfried Kellner: Das Unbehagen in der Modernität, Frankfurt 1975, S. 168.

Frauenforschung der letzten Jahre hinreichend sichtbar gemacht: Zu Beginn der Moderne bleibt die Herauslösung aus traditionellen Bezügen - und erst recht der Anspruch auf Freiheit und Gleichheit - ganz auf Männer beschränkt. „Man wird ausgehen müssen von dem seit Humanismus und Reformation immer lebhafter werdenden Interesse für das Individuum und dessen innere und äußere Autonomie. Dieses Interesse galt zunächst problemlos allein dem Mann beziehungsweise Hausvater; Mensch und Mann waren in der Naturrechtsdiskussion eine selbstverständliche Gleichsetzung und die Beanspruchung von Menschenrechten für den männlichen Menschen tangierte zunächst nicht die traditionelle, aus der Bibel legitimierte Position der herrschaftsunterworfenen Frau beziehungsweise Hausfrau“.<sup>3</sup>

Charakteristisch für den Verlauf des Modernisierungsprozesses ist gerade, daß männliche und weibliche Normalbiographie sich zunächst nach ganz unterschiedlichen Richtungen hin verändern. In der neuen Mittelschicht eines zahlenmäßig wachsenden, an Einfluß und Selbstbewußtsein erstarkenden Bürgertums entsteht ein neues Leitbild des Frauenlebens. Sein hervorstechendes Merkmal ist, daß die Frauen nicht im Haus bleiben, sondern (und das ist ein wesentlicher Unterschied) *zunehmend auf das Haus begrenzt werden*. Ihr Aufgabenbereich liegt jetzt nicht mehr darin, einen unmittelbar greifbaren Beitrag zur täglichen Existenzsicherung zu leisten, sondern liegt zunehmend auf einer anderen Ebene, im leisen und immer bereiten „Dasein für die Familie“. Dazu gehört vor allem auch das Eingehen auf den Mann und seine Sorgen, das Ausgleichen in familialen Spannungssituationen, kurz all das, was in der neueren Diskussion „Gefühlsarbeit“ oder auch „Beziehungsarbeit“ heißt. Je mehr der Mann hinaus muß in die feindliche Welt, desto mehr soll die Frau ihm im Heim einen Ausgleich schaffen, eine „Oase des Friedens“. „Die liebe Frauenwelt“ soll eine „glückliche stille Oase“ sein, „ein Quell der Lebenspoesie, ein Rest aus dem Paradiese. Und das wollen wir uns von keiner ‚Frauenfrage‘, von keinem unglücklichen Blaustrumpf und von keinem überstudierten Nationalökonom nehmen lassen. Wir wollen sie . . . so viel als möglich auch dem armen und ärmsten ‚Arbeiter‘ mit Gottes Hilfe erhalten“.<sup>4</sup> „Des Weibes Ausartung ist Selbständigkeit und männliches Wesen; ihre größte Ehre ist einfältige Weiblichkeit und das heißt, sich unbeschwerten Herzens unterzuordnen, sich bescheiden, nichts anderes, noch etwas mehr zu wollen, als sie soll. . . Der Mann ist vor dem Weibe und zur Selbständigkeit geschaffen; das Weib ist ihm beigegeben um seinetwegen“.<sup>5</sup>

3 Karin Hausen: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363 - 401.

4 Nathusius 1871, zit. nach Helene Lange/Gertrud Bäumer (Hg.): Handbuch der Frauenbewegung, I. Teil, Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern, Berlin 1901, S. 69.

5 öohe 19. Jahrhundert, zit. nach Ilona Ostner/Almut Krutwa-Schott: Krankenpflege - ein Frauenberuf? Frankfurt 1981, S. 25.

### Stabilität der Ehe

An solchen Zitaten, wie sie sich in unzähligen Variationen durch Politik und Philosophie, Religion, Wissenschaft, Kunst des 18. und 19. Jahrhunderts ziehen, wird der eigentliche Kern der hier entstehenden „Kontrasttugenden“ (Habermas) deutlich. Je mehr dem Mann draußen Selbstbehauptung abverlangt wird, desto mehr wird die Frau drinnen auf Selbstzurücknahme geübt. Der Preis solcher Regelungen ist hoch, und er geht eindeutig zu Lasten der Frau. Aber die „Funktion“ ist ebenso sichtbar. Indem es widersprechende Wünsche zwischen Mann und Frau nicht gibt, nicht geben darf, wird eine gewisse Form der Stabilität erreicht, so drückend sie für die eine Seite auch ist. Der Weg der Frau heißt Anpassung an den Mann. Man lese dazu, was der Dichter und Philosophieprofessor Christoph Martin Wieland 1765 über seine Ehefrau schreibt. Er bemerkt zunächst negativ ihren „Mangel an Umgangsform, dieses verlegene Aussehen, schließlich diesen Mangel an Geist, der natürlich aus Unwissenheit folgt“. Dann aber fährt er fort: „Aber in ihren Beziehungen zu meinem Individuum ist sie in jedem Sinne das, was ich wünsche. Ohne Launen, gleichmütig, ruhig, gefällig, leicht zu amüsieren, an eine beinahe klösterliche Lebensweise gewöhnt, mit allem zufrieden, wenn sie nur in meinem Gesicht.. . den Ausdruck meiner Zufriedenheit oder Zärtlichkeit liest - sie bequemt sich, ohne daß es ihr Mühe oder Zwang bereitet, nach meinem Geschmack, nach meiner Laune, nach meiner Lebensweise“.<sup>6</sup>

So gesehen dient die Konstruktion polarer Geschlechtscharaktere dem Ziel, ein zentrales Dilemma zu lösen, das sich mit dem Aufstieg der bürgerlichen Familie abzeichnet: zwischen der Stabilität der Familie und den eigenen Rechten der Frau. „Es ging darum, im Falle der Frauen die postulierte Entfaltung der vernünftigen Persönlichkeit auszusöhnen mit den für wünschenswert erachteten Ehe- und Familienverhältnissen“.<sup>7</sup> Was üblicherweise die Moderne heißt, ist also, schaut man genauer hin, eine „halbierte Moderne“.<sup>8</sup> Diese Halbierung ist kein Zufallsereignis, sondern gehört unmittelbar zum Fundament der neu aufkommenden Industriegesellschaft. Die polarisierten Lebenswege von Mann und Frau sind Teil ihres „inneren Bauplans“. Mit der Auflösung des „Ganzen Hauses“ entsteht einerseits jene neue Form des Lebenslaufs, die die Einzelperson in den Mittelpunkt rückt. Sie löst die Existenzsicherung von der Familie als Wirtschaftsgemeinschaft ab, verknüpft sie stattdessen mit den Anforderungen des Arbeitsmarktes, mit den Geboten von Konkurrenzkampf und Selbstbehauptung. Nicht mehr die gemeinsam verrichtete Arbeit schafft jetzt die Existenzgrundlage, sondern die individuelle Durchsetzung am Markt. Sie verlangt neue Einstellungen, Fähigkeiten, Verhaltensweisen, z. B. Leistung und Disziplin, Zielstrebigkeit und Durchsetzungsvermögen. Es ist diejenige Arbeits- und Lebensform, die wir die „moderne“ nennen - und diejenige, die dem Mann zugewiesen wird.

---

<sup>6</sup> Wieland 1765, zit. nach Ute Frevert: Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt 1986, S. 41.

<sup>7</sup> Hausen 1976, S. 372.

<sup>8</sup> Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt 1986, Kapitel IV, S. 161 ff.

Aber keine Gesellschaft besteht nur aus gesunden, erwachsenen und durchsetzungsfähigen Personen, die kräftig genug sind, ihr Überleben nach den Gesetzen des Marktes zu sichern. Da sind die Kinder, Alten und Schwachen, die in der Familienwirtschaft mithelfen und deshalb auch einigermaßen integriert werden konnten - aber unter den anonymen Gesetzen des Marktes, wo nur das Recht des Stärkeren gut, erbarmungslos abgedrängt werden. Darüber hinaus müssen auch diejenigen Personen, die am Arbeitsmarkt tätig sind, ständig Bedürfnisse, Einstellungen, Erwartungen zurückdrängen, die nicht ins Diktat der ökonomischen Rationalität hineinpassen. Mit dem Aufkommen der Industriegesellschaft wird deshalb zugleich auch eine andere, komplementäre Form des Lebenslaufs notwendig, deren Aufgabe es ist, die „Härten der Modernisierung“ zu mildern. Sie ist zuständig für all diejenigen menschlichen Bedürfnisse, die unter den Bedingungen des freien Marktes an den Rand gedrängt werden. Sie ist nicht zugeschnitten auf die Durchsetzung als Einzelperson, sondern gerade umgekehrt auf die Sorge für andere: Unterstützung und Stärkung, Zuspruch und Bestätigung. Es ist diejenige Arbeits- und Lebensform, die der Frau zugewiesen ist.

#### Der Preis für die Frau

Die Kehrseite solcher Rollenzuweisungen ist offensichtlich. Denn sie beschreiben nicht nur, sie *begrenzen massiv* die der Frau zugestandenen Lebensmöglichkeiten und Rechte. In der Praxis verbindet sich damit eine Ungleichbehandlung von Frauen, die in offenem Gegensatz steht zu den liberalen Grundwerten der bürgerlichen Gesellschaft. Um nur einige Punkte zu nennen:

Trotz des Ausbaus des öffentlichen Bildungssystems gab es bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts für Mädchen kaum Bildungschancen. Die Töchter der Unterschicht bekamen ein dürftiges Minimalwissen in Lesen, Schreiben und Rechnen, und oft nicht einmal das. Die Töchter des gehobenen Bürgertums wurden eingeübt in Anstandsregeln, Musik und Französisch, in Handarbeit und den Tugenden der gepflegten Konversation. Jeder Anflug eigenständiger Interessen war verdächtig, weil für Heiratserwartungen schädlich: Mädchenbildung hörte auf, wo die selbständige Erfassung eines Gebietes begann.

Nach dem Ende der Schulzeit kam für die höheren Töchter das Warten auf den Mann. Weil es keine sozial anerkannten Lebensmöglichkeiten jenseits von Ehe und Mutterschaft gab, richteten sich alle Hoffnungen und Planungen auf das „Lebensziel Heirat“. Es begann die Jagd auf den Mann, auf die „gute Partie“. Wie die Schriftstellerin Clara Müller-Jahnke (geb. 1860) in ihren Lebenserinnerungen schreibt: „Eine gute Partie! -Das ist das Ziel all meiner Jugendgefährtinnen gewesen. Für die gute Partie schnürten sie sich und putzten sich, sangen und tanzten sie, wenn ihnen sterbenselend war. Um der guten Partie willen logen und heuchelten sie... Auf die gute Partie wurden sie abgerichtet wie junge Hühnerhunde auf die Jagd. Und auf die Jagd gingen sie

vom ersten Augenblick an, in dem sie das Kinderkleidchen mit dem Schlepprock vertauschten“.<sup>9</sup>

Und wenn dann endlich der sichernde Hafen der Ehe erreicht war? Dann gab es eine Vielzahl rechtlicher Regelungen, die eindeutig die Abhängigkeit der Ehefrau vom Manne verfügten. So war die Frau verpflichtet, den Namen des Mannes zu führen, seine Staatsangehörigkeit zu teilen, bei ihm zu wohnen, ihren Umgang nach seinen Wünschen zu regeln. Er hatte das Recht, ihre Korrespondenz zu überwachen, die Richtlinien der Haushaltsführung und ihre Ausgaben zu bestimmen, und vielfach war dem Mann auch noch die Verfügungsgewalt über das eigene Vermögen der Frau übertragen.

Darüber hinaus wurde für viele Frauen des Bürgertums schon spürbar, was Soziologen den „Funktionsverlust der Familie“ nennen, was in der Frauenforschung die „große häusliche Leere“<sup>10</sup> heißt. Denn die Familienwirtschaft des alten Typs, die das meiste des täglichen Bedarfs noch selbst produzierte, schrumpfte im 19. Jahrhundert allmählich zum privaten Haushalt, der die am Markt angebotenen Waren kauft. Was bleibt, reicht zumindest den Frauen des gebildeten Bürgertums nicht mehr aus. Sie erfahren die Sinnentleerung ihrer Existenzform, die sich von Generation zu Generation verschärft: den „Mottenfraß der Häuslichkeit“, so Bettina von Arnim<sup>11</sup>, den „watteförmigen Alltag“, so Virginia Woolf<sup>12</sup>, das „Problem ohne Namen“, wie später Betty Friedan es nennt.<sup>13</sup>

#### Die Hoffnung der Frauenbewegung

Es sind diese vielfältigen Einengungen im Leben der Frau, die zum Auslöser der ersten Frauenbewegung werden. Schon bei den frühen Autorinnen finden sich aufrührerische Sätze gegen die Ehe als alleiniges Lebensziel für die Frau. Da heißt es, solange die Frauen keine eigenen Rechte und Berufsmöglichkeiten hätten, solange sie um der bloßen Existenzsicherung willen den nächstbesten (oder nächstschlechten) Mann heiraten müßten, solange könne die Ehe nichts anderes sein als ein demütigendes und entwürdigendes Abhängigkeitsverhältnis. Doch gleichzeitig wird auch die Hoffnung geäußert, daß dann, wenn das Zeitalter der Unterdrückung der Frau ende, ein neues und besseres Verhältnis zwischen den Geschlechtern beginne. Auf eine Formel gebracht: Nur zwischen Freien und Gleichen ist wirkliche Liebe möglich. „Oh, wenn die Ehen erst in geistiger Freiheit geschlossen werden, dann wird es anders in der Welt, aber eher nicht. Darum muß der Frau notwendig eine Laufbahn eröffnet werden, in der sie allein fortwandeln kann; dann wird es der unglücklichen

---

9 Müller-Jahnke 1921, zit. nach Yvonne Schütze: Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“, Bielefeld 1986, S. 45.

10 Barbara Ehrenreich/Deidre English: For Her Own Good. 150 Years of the Experts' Advice to Women. Pluto Press: London 1979.

11 Bettina von Arnim, geb. 1785, zit. in einem Artikel von Christa Wolf, der ausschnittsweise abgedruckt ist in Katja Behrens (Hg.): Das Insel-Buch vom Lob der Frau, Frankfurt 1982, S. 39.

12 Virginia Woolf, geb. 1882, zit. in Brigitte Berger/Peter L. Berger: The War over the Family, New York 1983, S.24.

13 Betty Friedan: Der Weiblichkeitswahn, amerikanische Erstausgabe 1963.

Familienverhältnisse weniger geben“.<sup>14</sup> „Es ist mehr noch um der Liebe willen, als zu irgendeinem anderen Zweck, daß wir diese neue Zeit suchen... Wenn die Liebe nicht mehr gekauft und verkauft wird, wenn sie nicht mehr dem Lebensunterhalt dienen muß, wenn das Leben jeder Frau ausgefüllt ist mit ernsthafter eigener Arbeit, dann wird die Liebe zu ihr kommen, eine seltsame plötzliche Süße, die in ihre ernste Arbeit einbricht; dann wird sie nicht mehr gesucht, sondern gefunden“.<sup>15</sup>

#### Das Zusammenleben von Mann und Frau in der Gegenwart

Seit damals haben sich einschneidende Veränderungen vollzogen. Die Freisetzung aus traditionellen Bezügen, die zu Beginn der Modernisierung auf Männer beschränkt blieb, wird seit Ende des 19. Jahrhunderts, und erst recht seit den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts, auch für Frauen spürbar. Durch Veränderungen beispielsweise in Bildung, Beruf, Rechtssystem werden Frauen aus der Familienbindung zumindest teilweise herausgelöst; sie können immer weniger Versorgung über den Mann erwarten, werden — in freilich oft widersprüchlicher Form - auf Selbständigkeit und Selbstversorgung verwiesen.

Da ist zum Beispiel die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau: Mit der Auflösung der Familie als Wirtschaftsgemeinschaft entsteht ein neues Leitbild, der Mann als Ernährer, die Frau zuständig für Heim und Familie. Aber in dieser neuen Arbeitsteilung gibt es von vornherein Brüche, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts schon deutlich hervortreten. In den Unterschichten reicht der Lohn des Mannes kaum zum Familienunterhalt aus - also muß auch die Frau mitverdienen. Und auch im Bürgertum, wo die Arbeit in der Familie zunehmend ihre produktiven Funktionen verliert, kann sie den unverheirateten Frauen immer weniger Beschäftigung und Lebensunterhalt bieten. Es wächst die Zahl vermögensloser Frauen, die auf eigenen Erwerb angewiesen sind. Doch bleibt im Bürgertum die Berufstätigkeit befristet, fixiert bis zum Zeitpunkt der Heirat: Der Platz der verheirateten Frau ist weiterhin im Haus.

Erst seit den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts zeigen sich deutliche Anzeichen für eine weitergehende Veränderung der weiblichen Normalbiographie. Zunächst einmal wird - in Deutschland wie in anderen Industrieländern - eine sehr starke Zunahme der Erwerbstätigkeit verheirateter Frauen verzeichnet: Immer mehr Frauen bleiben nicht mehr nur bis zur Heirat, sondern bis zur Geburt des ersten Kindes berufstätig, und einige kehren ins Berufsleben zurück, wenn die Kinder groß geworden sind. In einer zweiten Stufe kommt es - wiederum in der Bundesrepublik wie in anderen Industrieländern - zu deutlichen Verschiebungen im Verhältnis zwischen Mutterschaft und Erwerbstätigkeit, die sich insbesondere in einem Anstieg der Müttererwerbstätigkeit niederschlagen. So ist für immer mehr Frauen Berufstätigkeit

---

14 Breymann, geb. 1830, zit. nach Monika Simmel: Erziehung zum Weibe. Mädchenbildung im 19. Jahrhundert, Frankfurt 1980, S. 11.

15 Olive Schreiner: The Story of an African Farm. Erstausgabe London 1833.

heute weit mehr als nur eine Zwischenphase: „Nicht erwerbstätig zu sein wird für Frauen zur Ausnahmesituation, immer deutlicher begrenzt auf die Phase der Erziehung kleiner Kinder“.<sup>16</sup>

Dahinter stehen vielfältige gesellschaftliche Entwicklungen, die Veränderungen in Alltagswelt, Haushalt und Wirtschaftssystem, im Lebenszyklus der Frau und im Familienzyklus in Gang gesetzt haben. Hierher gehören etwa die höhere Bildungsbeteiligung, die eine stärkere Berufsmotivation fördert; die Anonymität der Neubausiedlungen, die Isolation der Kleinfamilie, das Abgeschnittensein der Hausfrauenexistenz von Gesellschaft und Öffentlichkeit; die Technisierung des Haushalts, die Ersetzung des Selbsthergestellten durch den Kauf industriell vorgefertigter Waren. Hinzu kommt die Reform des Ehe- und Familienrechts: Während noch im Jahr 1957 die sogenannte traditionelle Arbeitsteilung vom Gesetzgeber zur Norm erklärt wurde - der Mann als „Ernährer“, die Frau das „Herz der Familie“ -, wurde 1977 dieses Leitbild durch das Prinzip einer „Wahlfreiheit“ ersetzt, wonach Mann und Frau die Aufgaben in Beruf und Familie nach eigener Absprache aufteilen. Gleichzeitig wurde die Versorgung im Scheidungsfall neu geregelt: Dem Grundprinzip nach soll die Frau jetzt durch eigene Berufstätigkeit für ihren Lebensunterhalt aufkommen.

Das „subjektive Korrelat“ solcher Entwicklungen ist, daß Frauen heute zunehmend Erwartungen, Wünsche, Lebenspläne entwickeln -ja entwickeln müssen -, die nicht mehr allein auf die Familie bezogen sind, sondern ebenso auf die eigene Person. Sie müssen, zunächst im ökonomischen Sinn, ihre eigene Existenzsicherung planen, gegebenenfalls auch ohne den Mann. Sie können sich nicht mehr nur als Anhängsel der Familie begreifen, sondern müssen sich zunehmend auch als Einzelperson verstehen mit entsprechend eigenen Interessen und Rechten, Zukunftsplänen und Wahlmöglichkeiten.

Wie wirken sich solche Veränderungen auf das Verhältnis zwischen Männern und Frauen aus? Auf der einen Seite entstehen neue Chancen und Möglichkeiten: eben jene ebenbürtige Partnerschaft zweier Personen, wie sie in den frühen Texten der Frauenbewegung als Hoffnung entworfen wird. Aber gerade wenn man an jene Hoffnung anknüpft, dann muß man auch fragen, warum sie nicht problemlos eingelöst wurde - warum wir heute mit dem vielfachen Scheitern von Beziehungen konfrontiert sind. Aus diesem Blickwinkel ist kaum zu übersehen, daß mit dem Wandel der weiblichen Normalbiographie auch neue Risiken und Belastungen für das Verhältnis zwischen Männern und Frauen entstehen.

### Konfliktfeld Beruf

Ein wesentliches Kennzeichen heutiger Berufsarbeit ist der „Anderthalb-Personen-Beruf“. Was mit dieser Formel gemeint ist, habe ich an anderer

---

<sup>16</sup> Angelika Willms: Segregation auf Dauer? Zur Entwicklung des Verhältnisses von Frauenarbeit und Männerarbeit in Deutschland, 1882 - 1980. In: Walter Müller u. a.: Strukturwandel der Frauenarbeit 1880 - 1980, Frankfurt 1983, S. 111.



Stelle ausführlich beschrieben: „Die Berufsarbeit ist nach Quantität wie Qualität ihrer Anforderungen so organisiert, daß sie auf die Anforderungen der privaten Alltagsarbeit kaum Rücksicht nimmt; *sie setzt damit stillschweigend voraus, daß der Berufstätige die Zuarbeiten und Hilfsdienste anderer Personen in Anspruch nehmen kann.* Das eben ist in den meisten Fällen die Aufgabe der Ehefrau: Indem sie selbst nicht (oder nur in sehr eingeschränkter Form) berufstätig ist, bleibt sie aus der Perspektive der Berufsarbeit unsichtbar im Hintergrund; und doch kommt diese ihre ‚Hintergrund‘-Tätigkeit unmittelbar der Berufsarbeit zugute. Denn die Alltagsarbeit, die die Frau leistet, schafft die tägliche Basis für Nahrung, Kleidung, Wohlbefinden des Mannes und fürs Aufwachsen der nächsten Generation; sie setzt den Mann frei von den Alltagsorgen und -belastungen, so daß er möglichst ungehindert den Anforderungen der Berufsarbeit nachkommen kann; sie soll ‚dem Mann eine reibungslos funktionierende Ausgangsbasis bereitstellen, wo er sich nach der Härte der Tagesarbeit zurückziehen und von wo er erfrischt und emotional gestärkt wieder von dannen ziehen kann‘ (Rapoport/Rapoport)“.<sup>17</sup>

Doch was bedeutet es, wenn immer mehr Frauen selbst berufstätig sind? Die Folgen kann man mit simpler Arithmetik berechnen: Es fehlt dann beiden Partnern die dritte Person, die die Hintergrundarbeit abnimmt und die Streicheleinheiten gibt. Deshalb nach des Tages Mühen noch der Arbeitskampf im Privaten, wo die gleichen Vorwürfe sich im Kreis wiederholen, die ewigen Fragen um Abwasch, Einkauf und Kinderversorgung. Das ist aus der AHTagserfahrung bekannt und durch viele Untersuchungen hinlänglich bestätigt. Aber es ist gleichzeitig nur ein Teil des Problems, denn in Alltag wie Theorie wird vielfach vergessen: Jenseits der Hausarbeit im engeren Sinn bedarf es auch noch der Gefühlsarbeit. Der Mensch, und erst recht der berufstätige Mensch, lebt nicht vom Brot allein, er braucht auch psychische Stärkung. Denn die Regeln des Marktes, im Berufsalltag vielfältig spürbar - Tempo und Disziplin! Leistung und Effizienz! - übersetzen sich in innere Spannung und Reizung. (Nicht von ungefähr entstand jene Konstruktion polarer Geschlechtscharaktere, die die Frau darauf verwies, dem berufstätigen Mann eine „Oase des Friedens“ zu sein.) Deshalb die vielen Irritationen im inneren Klima, deshalb die Klagen über zu wenig Verständnis vom anderen, weil jeder in seiner Zwickmühle sitzt und auf Verständnis vom anderen hofft. Da mag die Regel der Eheberater, „daß zwischenmenschliche Beziehungen nichts dringlicher brauchen als das Gespräch“, im Prinzip durchaus richtig sein, nur: Wie kann man sie einlösen? Daß sie so oft nicht befolgt werden kann, Hegt nicht an Egoismus oder individuellen Versagen. Das quasi kollektive Geschehen, dasselbe Drama in unzähligen Küchen und Wohnzimmern ist direkte Folge des Anderthalb-Personen-Berufs, in dem jeder sich aufreibt.

Ein weiteres Merkmal dieses Anderthalb-Personen-Berufs ist, daß viele seiner „stillen Anforderungen“ zugeschnitten sind auf den Mann mit stets

<sup>17</sup> Elisabeth Beck-Gernsheim: Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie, Frankfurt 1980, S.68f.

anpassungsfähiger Ehefrau. Um nur das sichtbarste Beispiel zu nennen: In vielen Berufsfeldern ist geographische Mobilität eine wesentliche Voraussetzung des beruflichen Aufstiegs; und unter Bedingungen hoher Arbeitslosigkeit ist geographische Mobilität oft sogar eine Voraussetzung dafür, überhaupt einen Arbeitsplatz zu finden. Aber was, wenn nun beide berufstätig sind? Nur in seltenen Glücksfällen weisen die Mobilitätsanforderungen zweier Personen in ein und dieselbe Richtung. Häufiger ist, daß das berufliche Angebot in einer anderen Stadt für den einen Partner ein wichtiges Sprungbrett für Berufseinstieg oder Aufstieg ist, während es für den, der dann „nachzieht“, erhebliche Einbußen auf der beruflichen Skala, bis hin zur Arbeitslosigkeit, bringt. Unter diesen Bedingungen bieten sich zwei Alternativen an. Entweder Wochenendehe und Pendeln; das kostet viel Abstimmungsaufwand und Zeit, und die Organisationspläne zäunen das Privatleben ein. Oder Zusammenbleiben im wörtlichen Sinn, mit erheblichen Nachteilen für einen, Verzicht auf eigene Chancen mit eventuell langfristigen (und kaum überschaubaren) Folgen; das bedeutet Aushandeln und Abwägen, viel Konfliktstoff und Zündstoff. Manches läßt sich auffangen durch viel wechselseitiges Verständnis, aber wieviel davon wird täglich zerrieben in den Mühlen des Andert-halb-Personen-Berufs?

### Konfliktfeld Liebe

Wie Jessie Bernard gesagt hat, besteht jede Ehe stets aus zwei Ehen: die des Mannes und die der Frau.<sup>18</sup> Diese Formel lenkt den Blick auf einen Sachverhalt, der lange Zeit unerkannt blieb, aber im Zuge der Frauenbewegung und Frauenforschung immer deutlicher ins Bewußtsein geriet. Seitdem wird immer mehr sichtbar, daß die Erwartungen und Hoffnungen, die Männer und Frauen mit dem Stichwort Liebe verbinden, an wichtigen Punkten *nicht* übereinstimmen: Männer und Frauen sind im Intimbereich ihrer Begegnung „intimate strangers“<sup>19</sup>, also „vertraute Fremde“. Zu solchen geschlechtstypischen Unterschieden gehört vor allem, daß Männer mehr die instrumentelle Seite von Liebe und Ehe betonen, die Versorgung im Alltag, „daß alles gut läuft“. Frauen dagegen legen weitaus mehr Nachdruck auf Gefühle und innere Nähe, eben „daß man einander versteht“. Als Beispiel der Brief einer Frau an ihren früheren Ehemann: „An dem Abend, als ich mir ein Herz faßte und Dir sagte: ‚Du, ich möchte mich scheiden lassen‘, ließest Du die Zeitung sinken und sagtest völlig verblüfft: Aber wir sind doch ganz glücklich verheiratet, jedenfalls nicht schlechter als andere Leute auch‘. Und dann, als ich sagte, dies genüge mir eben nicht für eine Ehe, sagtest Du wiederum nur: ‚Ja, wenn das so ist...‘ und verließest den Raum“.<sup>20</sup>

Dieser Unterschied der Erwartungen ist wahrscheinlich nicht neu. Neu aber ist die Art des Umgangs damit. Denn in dem Maß, wie auch Frauen sich als

---

18 Jessie Bernard: *The Future of Marriage*. Harmondsworth: Penguin Books 1976.

19 Lilian B. Rubin: *Intimate Strangers. Men and Women Together*, New York: Harper & Row 1983.

20 Zit. in Elisabeth Müller-Luckmann: *Die große Kränkung. Wenn Liebe ins Leere fällt*, Hamburg 1985, S. 24.

Person mit eigenen Wünschen begreifen, werden sie nicht mehr stillschweigend erdulden, wenn diese nicht eingelöst werden. Sie werden ihre Wünsche eher äußern, nachdrücklich einklagen; und wenn dies alles nichts nützt, eher auch zur äußersten Konsequenz bereit sein, zur Scheidung. In neueren Untersuchungen über Scheidungsursachen wird angeführt: Frauen stellen höhere Erwartungen an ein „gutes“, emotional ausfüllendes Zusammenleben und sind deshalb eher als Männer mit ihrer Ehe unzufrieden. Den Trend, der sich hier andeutet, kann man vielleicht auf folgende Formel bringen: Im Enttäuschungsfall gaben früher die Frauen ihre Hoffnungen auf. Heute dagegen halten sie an den Hoffnungen fest - und geben die Ehe auf.

So wächst das Konfliktpotential, und es verringern sich gleichzeitig die Möglichkeiten der Konfliktreduzierung. Je mehr Frauen lernen, sich selbstständig durchzusetzen - ja dies im Zuge eines epochalen Trends zur Auflösung traditioneller Bindungen lernen müssen -, desto weniger werden sie jene Lösungsform akzeptieren, die Generationen vorher praktizierten: Anpassung an den Mann unter Preisgabe der eigenen Rechte und Wünsche. Es verschwindet jetzt jenes Bindemittel, das früher den Zusammenhalt garantierte: die alte Frauenrolle, Selbstzurücknahme um der anderen willen, Bereitschaft zu den ebenso endlosen wie unsichtbaren Anstrengungen, die den Ausgleich im emotionalen Klima schaffen.

Angesichts solcher Erfahrungen, die vielfach schmerzhaft verlaufen, kommt in der Frauenbewegung seit einigen Jahren ein neues Thema auf: der schwierige Balance-Akt zwischen Befreiung und Bindung. Da wird nicht etwa ein Zurück zur alten Form angestrebt mit all ihren Abhängigkeiten und Zwängen. Die Hoffnungen, um gleichberechtigte Partnerschaft kreisend, bestehen noch weiter. Aber häufiger als früher steht jetzt eine Frage daneben, in der sich manche Enttäuschungen äußern: *Ist Liebe zwischen Gleichberechtigten möglich ?* Gibt es Liebe nach der Emanzipation? Oder sind Befreiung und Liebe unversöhnliche Gegensätze?

Ein Dilemma deutet sich an. Die alte Form der Geschlechterbeziehungen hatte ihre Schwierigkeiten in der Unterdrückung der Frau - aber wurde dadurch auch zusammengehalten. Die neue Form hat ihre Schwierigkeiten darin, daß nun beide Geschlechter eine eigenständige Biographie oder zumindest den Anspruch darauf haben. Vielleicht sind die daraus entstehenden Konflikte nur das Produkt einer unglücklichen Zwischenphase im Laufe der Menschheits- und Geschlechtergeschichte, etwa so, wie es in einem Roman von Erica Jong heißt: „Sie heben sich immer noch, aber sie können zusammen nicht leben - wenigstens nicht zur Zeit“.<sup>21</sup> Vielleicht gibt es in diesem Stadium wenig Möglichkeiten gelungener Freisetzung, sondern eher „behelfsförmige Konstruktionen“, wobei, wie das Fazit einer soziologischen Studie lautet, „der-

---

21 Erica Jong: *Parachutes and Kisses*. Panther Books 1985, S. 12.

artige Hilfskonstruktionen für Frauen in der gegenwärtigen Zeit immer häufiger notwendig werden können. Und: Wohl nicht nur für Frauen“.<sup>22</sup>

Die Frage lautet: Was nun? Und was tun?

Ausblick oder: Können wir die „halbierte Emanzipation“ überwinden?

In den frühen Texten der Frauenbewegung hieß es, Frauen müßten gleiche Rechte und gleiche Berufsmöglichkeiten wie Männer erhalten, dann sei die Ehe kein Abhängigkeitsverhältnis mehr, dann sei Liebe möglich. Wie wir wissen, ist diese Hoffnung bis heute nicht eingelöst worden. Dennoch war jener Gedanke im Prinzip richtig. Allerdings blieb der Denkprozeß auf halben Weg stecken. Denn was da entworfen wurde, war eine Emanzipation nur mit Blick auf die Frau. Aber nicht zufällig sind die Geschlechtsrollen des 19. Jahrhunderts komplementär zueinander bestimmt, hier Härte und Durchsetzungsvermögen, dort Herz und Gefühl. Will man die eine verändern, muß dies Konsequenzen auch für die andere haben, oder ihr empfindliches Gleichgewicht wird gestört, und es wird so viel Sand ins Beziehungs-Getriebe geschüttet, daß das Stottern und Stocken vorprogrammiert ist.

So gesehen ist das, was wir bisher erlebt haben, nur eine Angleichung der Frau an den Mann (und auch dies nur partiell). Aber was fehlt, oder erst ganz zaghaft sich äußert, ist die parallele Annäherung des Mannes an die Frau - genauer an jene Gefühlsqualitäten, die dem Reservat der Frauenrolle zugewiesen wurden, und ohne die das Zusammenleben der Geschlechter und Generationen seine wichtigste Nahrung verliert. So gesehen liegt die Chance für die Zukunft darin, daß wir nicht die „halbierte Emanzipation“ fortsetzen, die Angleichung der Frau an den Mann, sondern stattdessen mit einer Emanzipation für beide Geschlechter beginnen. Deren oberstes Lernziel heißt: mehr „weibliche“ Qualitäten für den Mann!

Solche Veränderungen, die gezielt die männliche Normalbiographie betreffen, müssen sicherlich *auch* im Privaten beginnen. Aber sie können auf Dauer nur dann gelingen, wenn sie institutionell unterstützt werden. Das bedeutet zum einen Änderungen in der Arbeitswelt und im Anderthalb-Personen-Beruf, ein Zurückdrängen jener Prioritäten, deren sogenannte „Nebenfolgen“ drastisch in das Privatleben einschneiden (z. B. die zunehmende Rationalisierung vieler Arbeitsvorgänge oder die Regem von Mobilität und Flexibilität, Konkurrenz und Karriere). Und es bedeutet, grundsätzlicher noch, die Abkehr von einer Form der Modernisierung, deren Selbstverständnis und oberstes Handlungsgesetz die Ausbreitung der instrumentellen Vernunft ist; eine Abkehr von jener geballten Zweckmäßigkeit also, die alles Lebendige, Sperrige in Randzonen abschiebt - sei's ins traute Heim der Familie oder in anonyme Pflegeanstalten - und damit als „Störfälle“ behandelt.<sup>23</sup>

---

<sup>22</sup> Hanns-Georg Brose/Monika Wohlrab-Sahr: Formen individualisierter Lebensführung von Frauen - ein neues Arrangement zwischen Familie und Beruf? In: Hanns-Georg Brose (Hg.): Berufsbiographien im Wandel, Opladen 1985, S. 141.

<sup>23</sup> Siehe hierzu den Beitrag von Maria S. Rerrich in diesem Heft.

Eine solche Umorientierung verlangt mehr als nur modische Lippenbekenntnisse zum Leitbild der Partnerschaft. Es verlangt eine von Politik und Parteien, Gewerkschaften und Institutionen getragene Einsicht, daß die Modernisierung im Verlauf ihrer historischen Entwicklung eine kritische Grenze erreicht hat, wo ein Weitertreiben der bisherigen Regeln nicht mehr möglich ist - oder nur um den Preis explosiv anwachsender Konflikte im Verhältnis der Geschlechter (mit entsprechenden Folgekosten für politisches und staatliches Handeln). Es verlangt einen tiefgreifenden Wandel in den Steuerungsprinzipien der Wirtschaft, einen Ausstieg aus der ökonomisch beschränkten Rationalität, die stets „Weiblichkeit“ als ihr Gegenprinzip braucht.

Eine Utopie? Vielleicht. Sicher ist, daß sich ohne solche Veränderungen die Konflikte weiter verschärfen, und daß die Folgen für beide Geschlechter schmerzlich sein werden. Die Schuld sollte man dann nicht jener Emanzipation geben, die Frauen aus der Beschränkung elementarer Rechte entläßt - sondern jener „halbierten Emanzipation“, die die Männer vergißt.